

EIN MARATHON – GEWALTRITT ÜBER 210 KM IN SÜDAFRIKA

(Aus "So macht man Pferde fit, Verlag freizeit im sattel. Von Ursula Bruns.)

Wer heute als Hippologe oder auch nur als Pferdefreund mit offenen Augen durch die Welt reist und dabei abseits der Hauptstraßen die Blicke schweifen lässt, dem fällt vielleicht als Erstaunlichstes auf, wie klein die Pferde dieser Erde insgesamt sind. Europäische Maßstäbe lässt man dann bald schon hinter sich: der Erwachsene auf dem kleinen Pferd ist – weltweit betrachtet – nicht Ausnahme, sondern Regel. In diesem Sinne habe ich mir die Pferde Afrikas angesehen und berichte von einem Ereignis, das dafür beispielhaft ist: unter den drei Ersten dieses Marathons befanden sich zwei Ponys.

Ich fuhr nach Südafrika, um ein paar Wochen auszuspannen – ohne die geringste Ahnung, dass ich stattdessen einige Monate lang eingespannt werden würde. Der Augenblick, an dem mein Schicksal diese Wende nahm, ist genau datierbar. Am zweiten Tag nach der Ankunft in Kapstadt nämlich fiel mein Blick auf eine reißerische Überschrift an einem Kiosk: "Welche Pferderasse ist die zäheste? Wer gewinnt den Marathon?"

Pferde in Südafrika? Ich las: "Das 'Landbouweekblad' wird am 28. und 29. März ein Langstreckenrennen über 210 km veranstalten. Die Strecke führt von Hanover nach De Aar und von De Aar nach Richmond. Teilnahmeberechtigt sind sieben Rassen: Amerikanische Sattler – Araber – Burenpferde – Palominos – Ponys – Vollblüter und nicht eingetragene Mischlinge."

Faszinierend schien mir die Vorstellung, alle Rassen eines Landes im gemeinsamen Wettkampf anzutreffen, faszinierend auch die Begegnung mit einem neuen Superlativ in unserem Zeitalter der sportlichen Superlative: "Wer ist der Zäheste?"

In Piet Daneel, dem Chefredakteur des 'Landbouweekblad', fand ich am gleichen Tage noch einen der charmantesten und liebenswürdigsten Vertreter seines Faches, der mir nicht nur vom geplanten Marathon– Ritt erzählte und mir die Archive seiner Zeitung bereitwilligst erschloss, sondern die Gastlichkeit seines Landes tatkräftig demonstrierte.

Er telefonierte meinerwegen mit den Züchtern, wälzte eigenhändig Fahrpläne, bestellte Schlafwagenkarten, schickte mir Telegramme nach und ermöglichte mir damit einen Einblick in Südafrikas hippologische Situation, wie er wohl nur wenigen Reisenden vergönnt ist. Unsere erste Unterhaltung endete jedenfalls damit, dass er sagte: "Wenn Sie eine Ahnung von dem, was da geschehen soll, bekommen wollen, müssen Sie zunächst den Ort des geplanten Wettrennens kennenlernen: die Karoo."

Und wenige Tage später schon schickte er mich mit Louw Prätorius, dem Pferdefotografen, auf eine lange Fahrt dorthin. – Die Karoo ist eine der großen Halbwüsten dieser Erde; ihr östlicher Teil erstreckt sich zwischen Kapstadt und Johannesburg. Als wir damals, im Januar, mehr als zweitausend Kilometer darin zurücklegten, gab es auf der Welt für mich nichts Heißeres, Gnadenloseres und Staubigeres. Soweit der sonnengeblendete Blick schweifte, nur gelbbrauner, trockener Boden mit handhohen, struppigen Büschen darauf.

Am Horizont immerzu runde Hügelchen, Hunderte und Aberhunderte von "koppies", die wie Steinhaufen aussahen. Irgendwo scharten sich staubgraue Schafe um ein öliges Wasserloch, stand verloren und still ein Pferd unter dem bleiernen Himmel. Uns klebten die Beine an den Kunststoffsitzen fest. Heißer Wind zerzte an den Haaren und blies immerzu Staub in den Wagen. Schlossen wir die Fenster, begann die Luft zu simmern. Schnurgerade lief die Straße vor uns her: hundert Kilometer – nochmals hundert Kilometer – und noch immer kein Baum....

Hier sollten wir die Züchter der Amerikanischen Sattler interviewen. Louw Prätorius schrie gutgelaunt gegen den Wind an: "Endlich was Neues! Das erste **zentrale** hippologische Ereignis in Südafrika! Eine glänzende Idee, wenn Sie bedenken, wie riesig unser Land ist. Wir haben natürlich örtliche Schauen, und in Johannesburg und Kapstadt wird nach europäischem Vorbild gelegentlich gesprungen, aber die Städte liegen 1800 km voneinander entfernt und unsere Provinzen – Transvaal, Natal, der Oranje– Freistaat, die Kapprovins und das angegliederte Südwest – sind jeweils größer als Ihre Bundesrepublik.

So fehlt der natürliche Zusammenhang. Nach Klima, Ansprüchen und traditionellen Vorstellungen verschieden, werden überall ganz andere Pferde gezüchtet. Bisher fehlte nicht nur für die aktiven Reiter, sondern auch für die Züchter der Vergleich. Wir versprechen uns viel von unserem Marathon ..."

Die leidenschaftlichen und überzeugten Anhänger des amerikanischen Sattlers (von denen die Wettkampfindee eigentlich ausgegangen war) gaben sich zuverlässig. Doch ob diese bestechend schönen Reit- und Schaupferde wirklich die zähesten sind, ob sie 210 glühend heiße Kilometer im Tempo des Wettrittes schaffen würden? Prätorius bezweifelte es wie ich.

Er schrieb nach der Rückkehr im 'Landbouweekblad': "Wir sind beide der Ansicht, daß unter den gegebenen Umständen nur ein Pferd gewinnen wird, das seiner Urform noch nahe steht. Damit meinen wir den harten, genügsamen kleinen Pferdetyp, der in weitem Umfange noch auf sich selbst gestellt lebt und dem schwere Arbeit tägliche Selbstverständlichkeit ist. Jenen Typ also, den man unter unseren Burenpferden häufig antrifft..."

Das war in der letzten Januarwoche. Eine Flut von Zuschriften brach über die Redaktion herein. 158 Anmeldungen liefen ein, 225, 240! Und zu jeder gab es einen Kommentar. "Zähe Pferde? Die gibt's hierzulande genug. Aber haben wir auch zähe Reiter? Wer übersteht 210 km in der Karoo im Pferdesattel, wo Auto und Landrover so viel weicher sind und überdies Schatten spenden?"

Derb- fröhliche Rezepte zur Präparierung der reiterlichen Kehrseite wurden in Mengen geliefert. Aber auch ernst zu nehmende Diskussionen über das Training von Pferd und Reiter huben an; nützliche Ratschläge kamen ans Licht, und sie waren nicht nur für die künftigen Teilnehmer lesens- und beherzigenswert.

Bei den allwöchentlichen Interviews war praktisch jeder Befragte der künftige Sieger und hatte dafür gute Gründe anzuführen. "Meine Farm liegt 40 km von der Post entfernt. Ich reite täglich hin, um meine Briefe und die Zeitung abzuholen." – "Meine Pferde arbeiten ohnehin von morgens bis abends unter dem Sattel; ich werde gar nicht eigens trainieren; 100 km sind nichts für sie!" – "Wissen Sie auch, dass die amerikanische Sattlerstute CAROLINA 3293 an Ausdauer alle Pferde ihrer Zeit übertroffen hat? General Castleman, ihr Besitzer, wog 200 Pfund, sein Sattel weitere 20, und mit diesem Gewicht legte sie jährlich zwischen 6.500 und 8.000 Kilometer zurück, insgesamt mehr als 40.000 km. Glauben Sie, die Sattler könnten geschlagen werden?" – "Na, und die Araber? Alle Welt weiß, dass sie die geborenen Langstreckenrenner sind. Überdies passt ihnen das Klima der Karoo: Sie sind Wüstentiere!"

Jeder war ehrlich von sich und seinem Pferd überzeugt, und das gab den Wochen der Spannung und Erwartung eine zusätzliche, beinahe rührende Note. Noch nie hatte ein sportliches Ereignis die Pferdezüchter im Land so erregt. Die Diskussionen huben an, wo immer sich zwei trafen. Jeder Teilnehmer wollte nicht nur mitmachen, sondern einer geliebten Sache zum verdienten Erfolg verhelfen.

Leise mischten sich auch andere Töne ins Lied. Nicht nur die Pferdeleute und die Pferderassen, sondern auch die Provinzen schienen gegeneinander antreten zu wollen. "Die Kapländer glauben immer, die besten Reiter zu sein. Natal wird's ihnen schon zeigen!" – "Die Maisbauern aus dem Freistaat sollen nicht reiten können? Abwarten ..." – "In Transvaal kann sich mancher Großvater noch an den Burenkrieg erinnern. Damals redete kein Mensch über 200 km. Und die Enkel sind in dieser Tradition aufgewachsen!" – "In Südwest jagen wir Kudus zu Pferde. Unsere Pferde müssen laufen können wie die Antilopen!"

Eins stand inzwischen fest: Entfernungen hinderten niemanden an der Teilnahme. Die Ungeheuerlichkeit dieses Satzes kann man nur realisieren, wenn man sich klar macht, dass z.B. Windhoek mehr als 2000 km von Richmond entfernt liegt. Das entspricht der Entfernung Madrid – Kopenhagen! – Und doch lagen auch aus Windhoek Meldungen vor.

Nicht von professionellen Renn- oder Turnierställen, sondern von Farmern, die sich und ihre Pferde irgendwie und auf eigene Kosten über diese Strecken transportieren mussten. Schließlich wurde den Veranstaltern vor der Fülle der einlaufenden Anmeldungen angst. Die Karoo- Städtchen sind klein. Wo sollte man die Pferde lassen? Wo die Menschen, die als Begleiter oder Zuschauer kommen würden?

Das Militär versprach Zelte und Transportwagen, die Karoo-Farmer luden gastlich Fremde (darunter mich) zu sich ein, und viele der Herbeireisenden brachten Wohnwagen oder Zelte mit. Das Improvisieren fällt in spärlich besiedelten und trockenen Gegenden viel leichter als bei uns.

Zwei Tage Autofahrt brachten mich Ende März abermals in die Karoo. In Hanover fand ich in langen Reihen luftiger Stallungen 147 gutgenährte, gepflegte und vielfach auch gut trainierte Pferde aller genannten Rassen vor. Burenpferde überwogen, Vollblüter waren nur wenige da, Sattler und Araber etwa in gleicher Anzahl. Zu meiner Überraschung entdeckte ich auch einen Trakehner unter den Anmeldungen!

Um nach Hanover zu gelangen, hatten sie insgesamt 40.803 km im Zug und 92.219 km im Lastwagen zurückgelegt. Jedes Pferd wurde von 4 bis 5 Personen begleitet, die also die gleichen Entfernungen überwandern. Eine Völkerwanderung über Strecken, die in Europa durch viele Länder führen würden! Und alle kamen auf eigene Kosten, ohne Aussicht auf finanzielle Erstattung – in reiner Begeisterung für ein eminent sportliches Ereignis und im Verlangen, sich und ihre Pferde in dieser "weicheren" Zeit des Autos hart zu erproben.

Es **wurde** eine harte Erprobung!

147 Reiter verließen Hanover – 104 erreichten De Aar – 77 ritten andern Morgens von dort ab – 35 passierten in Richmond das Ziel. Pünktlich um acht Uhr morgens standen die Reiter, auf fünf Gruppen verteilt, hintereinander an der Startlinie.

Das "Landbouweekblad" hatte einen Hubschrauber gemietet, und es war fantastisch, aus der Luft den reibungslosen Start der Gruppen zu beobachten, die dichtgedrängten Reihen der Zuschauer zu beiden Seiten, die Autoschlangen... In Abständen von drei Minuten wurden die Gruppen entlassen. Diese Zeit wurde beim Eintreffen in De Aar von den 10 Zeitnehmern wieder abgezogen.

Als ich später in einem der wenigen Autos, die auf der Strecke zugelassen waren, die Strecke abfuhr, begegneten wir in den ersten Stunden nur Gruppen sehr wohlgelaunter Reiter, die mit Zuversicht und Selbstvertrauen schwatzend und singend den Dauertritt begannen. Das Tempo war hoch – **zu** hoch bei den meisten, wie sich am Nachmittag herausstellte. Nach vierzig Kilometern lag der Stundendurchschnitt der Führenden bei 22,8 km; beim Eintritt in De Aar – also nach über 100 km – immer noch bei 19,8 km.

Alle fünfzehn Kilometer waren Heu- und Wasserdepots angelegt, die auf Umwegen auch für Autos zugänglich gemacht worden waren, damit sich Zuschauer und Pferdepfleger einfinden konnten. Leider macht die letzteren nicht alle davon Gebrauch.

Viele Reiter überritten die ersten Stopps einfach in der Zuversicht ihrer Unerfahrenheit und überanstrengten ihre Pferde sinnlos. Andere ließen sie trinken, soviel sie wollten; nur wenige kümmerten sich um die beim Staub der Strecke unerlässliche Fellpflege.

Es waren heiße Stunden! Hin und wieder verordneten die Tierärzte, die unaufhörlich unterwegs waren, das Verladen eines Pferdes; gelegentlich gab auch schon ein Reiter auf. Nummern, die 50 Kilometer weit vorn gelegen hatten, waren plötzlich nicht mehr da. Stetiger gerittene Pferde rückten auf. Doch auch bei diesen war das Gesamttempo mörderisch. Richmond liegt etwa 2000 m hoch. Die Luft war dementsprechend dünn; gnadenlos und beinahe senkrecht brannte die Sonne auf Reiter, Zuschauer und Organisatoren hinab; im Schatten hatte es 37 Grad – nur gab es auf der ganzen Strecke keine Spur von Schatten!

Eintönig graubraun streckte sich die Straße vor Reiter- und Pferdeaugen aus, ohne Abwechslung, leicht bergan und bergab führend, schnurgerade meist, end- und ziellos. Der steinharte Boden war weithin mit spitzen Steinen besät. Die Autos wölkten dicke Staubfahnen hoch, die sich niederfallen im Schweiß der Pferdefelle lagerten und dann juckten, juckten...

Dass unter diesen Umständen noch 104 Pferde das Tagesziel erreichten, kam mir unglaublich vor. Jedes einlaufende Pferd wurde sofort vom Tierarzt untersucht, und bekam in nicht abwaschbarer Farbe seine Nummer auf die rechte Kruppe gedrückt, um Verschiebungen unmöglich zu machen.

Willige braune Hände nahmen den erschöpften Reitern die Zügel aus den Händen. Die nicht minder erschöpften Pferde wurden geführt, später gewaschen und getränkt. Leider wurden zu viele Pferde zu früh an die Tröge gelassen, und so fielen viele infolge von Koliken anderntags aus. (Zum Glück war keine davon tödlich.)

Ich unterhielt mich mit den Veterinären. "Zu schnell geritten. Das hält kein Pferd durch. Die ersten dreißig werden wir morgen auf der Strecke auflösen!" prophezeiten sie. Es gab genau die Stimmung unter den Experten wieder, die dasselbe dachten.

Doch der zweite Tag brachte viele Überraschungen; darunter auch die, dass sich unter den ersten Elf die ersten Acht des Vortages befanden! Die besten des ersten Tages erwiesen sich einwandfrei als die Besten überhaupt!

Freilich war das Tempo wesentlich langsamer. War die Spitzengruppe in fünfeinhalb Stunden von Hanover nach De Aar gelangt, so brauchte sie für die gleich große Entfernung zwischen De Aar und Richmond nun achteinhalb Stunden. Häufiger steigen Reiter ab, um die Sättel zu lüften und zu rasten; häufig gaben sie das Rennen auf, weil es entweder für sie selbst oder für die Pferde zu viel wurde. Die Tierärzte legten strengere Maßstäbe an. Die Abstände wurden größer.

Viele Pferdeaugen bekamen den glasig- grauen Blick der Ausgepumptheit und auch der Lustlosigkeit; allein daran konnten wir im Vorüberfahren schon erkennen, wer bald aufgeben würde. Zum Schluß war es ein schierer Kampf der härtesten Willen. Längst sang niemand mehr.

Ein knappes: "Wie weit noch?" wurde uns zugerufen. 50 km noch – 5 km – immer noch 27 km... Sie nickten schweigend, zu müde zur Antwort; ritten weiter, einsame kleine Figuren in der grellen Unendlichkeit der Karoo. Keine ödere Strecke kann man sich ausdenken. Nichts **reizt** dort zum Reiten: keine Kurve verspricht Abwechslung, kein Baumschatten lockt.

Schnurgerader, knochenharter Weg unter senkrechter Sonne – aber eben so typisch für die Ritte in drei Vierteln des Landes. Im Hundetrab, mit gesenkten Köpfen, trotteten die Pferde schließlich dahin; und dennoch ereignete es sich immer wieder, dass eines seinem Körper eine Spur mehr Kraft entnahm, dass eines knapp mehr Reserven besaß oder einen unerschütterlicheren Vorwärtsdrang.

Fünfzehn Kilometer vor dem Ziel schoben sich andere Pferde vor, trotteten kleinere Pferde an den müde gewordenen größeren vorüber. Bewundernswert die Beharrlichkeit von Pferden und Reitern. Sie kämpften im Zeitlupentempo, und sie kämpften meist gegen die Unsichtbare Uhr, kämpften gegen endlose Meilen an. Ihre Gegner waren Pünktchen im Glast, die unendlich langsam näher rückten.

Längst war der Glanz ermattet. Längst hielten nur noch die durch, die durchhalten **wollten** – um jeden Preis. Minuten dehnten sich zu Stunden...

Und wie ein Blitz aus grauem Himmel kam das Finish, das unvergesslich bleiben wird.

Zwei Schimmel lagen weit vorne; den größeren ritt ein 22jähriger Farmer, den kleineren ein 11jähriger Junge. Beide wollten gewinnen. Wollten seit 208 Kilometern gewinnen, seit dreizehn und einer halben Stunden gewinnen. In eiserner Selbstdisziplin hielten sie sich davon zurück, die Pferde anzutreiben, holten nur verstohlen den besten Trab heraus. Bis da, wo der Weg von der Straße abbog, wo in der Ferne sich der Platz abzeichnete, um den herum Tausende von Zuschauern die Endrunde erwarteten.

Mit einem Satz war der größere Schimmel die Böschung hinabgesprungen und galoppierte los. Und wie vom Bogen abgeschneilt, folgte der Junge auf seinem Pony. Nach 210 zermürenden Kilometern galoppierten sie die letzten anderthalb Kilometer im Renntempo los und lieferten sich vor einer Menge, die jählings den Atem anhielt, einen gloriosen Kampf um Zentimeter! Mit einer Halslänge Vorsprung siegte die Araberstute vor dem Burenpony.

Und der Jubel der Zuschauer hatte sich kaum gelegt, als das Schauspiel sich wiederholte. Drei Reiter galoppierten auf den Platz, als begänne das Rennen nun erst; und wiederum siegte ein Schimmelpony mit einem Jungen von elf Jahren im Sattel.

Von den zwanzig Preisträgern waren fünf Jungen unter vierzehn Jahren, die sich in diesen langen, langen Stunden als Männer erwiesen hatten, in stiller, zäher Tüchtigkeit. Von den Pferden waren 8 Schimmel – darunter die ersten drei. Die Siegerin war eine Araberstute, ein Sattler kam als Elfter an. Alle übrigen waren Burenpferde: zähe, genügsame, intelligente kleine Pferde, viele davon nach europäischen Begriffen Ponys.

Eines dieser Pferdchen – im Ziel das siebte – legte die gesamte Strecke in einem gleichmäßigen, unaufhaltsamen, leichten Galopp zurück. Sämtliche Pferde, die das Rennen beendeten, befanden sich in bestem Gesundheitszustand; und als sie andern Morgens zur Siegerehrung einmarschierten, war nicht eines dabei, das nicht gleich hätte wieder starten können. Sie stellten eine absolute Auslese dar.